

Berlin, den 07.04.2016

Konferenz: 07 | 04 | 2016

30 JAHRE TSCHERNOBYL: ZEITZEUGEN VON GESTERN & ATOMKRAFT VON HEUTE

09:45 Uhr Teil 1: Rückblick - Gedenken an Tschernobyl, Zeitzeugen berichten

Moderation: MdEP Jo Leinen

- **Katja Petrowskaja** - Deutsch-ukrainische Schriftstellerin
- **Anatolij Gubarew** - Vorsitzender des Liquidatorenverbandes „Sojuz Tschernobyl Ukraine“
- **Ljubov Negatina** - "Die Geschichtswerkstatt Tschernobyl" in Kharkiv und die Förderung sozialer Unternehmen in der Region

REDETEXT KATJA PETROWSKAJA

„Zeitzeugen von Tschernobyl“ – das sind viele Menschen in der Ukraine, in Weißrussland, in Russland, klar, aber auch in Polen, in Deutschland, Schweden, in Norwegen, in der Türkei, in Großbritannien, in Irland – eigentlich in ganz Europa und sogar darüber hinaus. Tschernobyl war und ist eine internationale, unser gemeinsames Leid.

Und dennoch gibt es unmittelbare Zeitzeugen. Viele von ihnen waren „Liquidatoren“, also solche Menschen, die die Folgen der Katastrophe tilgen sollten. Es fällt mir schwer, heute mit meiner kleinen Geschichte vor diesen Menschen zu stehen. Es waren Hunderttausende und die Bilder, die kurzen Film-Sequenzen vom Einsatz der „Liquidatoren“ werde ich nie vergessen: In Lederschürzen rennen sie und schaufeln mit Handspaten Trümmer-Teile vom Dach des Nachbarblocks. Wenige Sekunden nur und schon haben sie ihren Dosisgrenzwert überschritten und werden ausgetauscht.

Waren diese Liquidatoren „Helden“? Mussten sie für die Lässigkeit und die Fehler Anderer oder sogar für eine verbrecherische Politik büßen? Wie viele Schicksale hat Tschernobyl beeinflusst und zerstört, wieviel haben mit ihrem Leben bezahlt? Was ich sicher sagen kann, ist: Wir müssen ihnen den Liquidatoren sehr dankbar sein. Sie haben die Welt vor noch weitreichenderen Folgen der Reaktorkatastrophe bewahrt.

Meine eigene Geschichte liegt am Rande der Tschernobyl-Katastrophe. Ich bin kein Opfer, doch alles, was Tschernobyl angeht, ist auch meine Geschichte - mit den kontaminierten Dörfern und Schicksalen, mit den Kranken und den Toten, mit den vielen, die ihre Heimat verloren haben, mit Kindern, die krank geboren wurden und denen, die es noch werden, es ist Teil meiner Heimat, mit Flüssen, Wäldern und Feldern, die für immer kontaminiert bleiben. Mir ist nichts passiert, im Gegensatz zu Hunderttausenden anderer Menschen.

In drei Wochen wird sich Tschernobyl zum 30. Mal jähren. Es ist eigentlich falsch mit dem Jahrestag, denn diese Katastrophe kennt keine Vergangenheit. Denn ihre Folgen werden unser Leben überdauern. Tschernobyl übertrifft unsere Vorstellungen von der Zeit und von den Zahlen, sie wird sich weiter entfalten in Formen, die selbst für die Wissenschaft unbekannt sind. Nun wird über dem Reaktor ein zweiter Sarkophag gebaut, eines der größten Gebäude Europas - fast so groß wie die Cheops-Pyramide. Geplant ist er für hundert Jahre. Doch müsste er sechzig Mal so alt werden wie die ägyptischen Pyramiden, um die Strahlung für die nächsten 240.000 Jahre zu zurückzuhalten. Oder müssen es 300.000 Jahre sein? Selbst Wissenschaftler verzichten hier oft auf Zahlen und sagen: „auf ewig“.

Es ist schwierig, über Tschernobyl zu erzählen, Tschernobyl zu vermitteln. Man benutzt dafür unbegreifliche Zahlen und unverständliche Bilder. Davon gibt es zwei Arten:

- „Verlassenes“ - Tschernobyl als der Jurassic Park der Sowjetunion mit alten Puppen, morbiden Kreissäle, von Gestrüpp überwachsenen Häusern,
- und es gibt
- „Kranke“ – blasse Kinder, Behinderte mit Missbildungen.

Doch all diese Bilder können die Gefahr von Tschernobyl selbst nicht wirklich erfassen.

In jenen Tschernobyl-Tagen ging meine Kindheit zu Ende. Ich war 16, stieg allein in den Zug und fuhr Richtung Moskau. Ich dachte, es sei für alle Fälle, aber es sollte für immer sein.

Meine Heimatstadt Kiew liegt nur 90 km südlich von Tschernobyl. Ich ging damals in die 9. Klasse einer zentral gelegenen Schule. Der Unfall geschah in der Freitagsnacht. Schon am Samstag gab es Gerüchte in der Schule, da viele

Kinder Eltern in hoher Stellung hatten: Einige Väter waren in der Nacht geweckt worden und nicht mehr nach Hause gekommen, unter ihnen der Chef der Kiewer Feuerwehr, ein Armee-Oberarzt und einige Funktionäre. Es gab einen Gedicht- und Liederabend in der Aula, und wir blieben bis spät. Draußen tobte ein Gewitter. Es herrschte eine unbestimmte Vorahnung – als wäre es ein Abschied. Im Regen gingen wir nach Hause. Da war der Regen noch nicht radioaktiv.

Heute erinnert man sich weder an den obligatorischen Militärunterricht, noch an die ständige Angst vor dem Krieg. Wir konnten eine Kalaschnikow blitzschnell auseinander nehmen und wussten über zahlreiche Überlebenstricks Bescheid: Während einer Atomexplosion muss man sich mit den Beinen in Gegenrichtung auf den Boden legen, und wir wussten von einem Mädchen aus Hiroshima, das seine Leukämie mit tausend Papier-Kranichen bekämpfen wollte. Wir wussten auch, dass es nicht helfen würde. Wir waren Pioniere und wurden nach dem Motto „Allzeit bereit!“ für die Tapferkeit geschult.

Aber niemand war bereit, und niemand wusste Genaues. Meine Eltern hörten damals die „Feindesstimmen“: Radio Voice of America und BBC und haben schnell von der Katastrophe erfahren, aber nicht vom Ausmaß und den Folgen. „Radioaktive Wolke“ klang surrealer als „Landung der Außerirdischen“.

Drei Tage nach dem Unfall, als es schon mehrere Tote gab und ganz Pripjat evakuiert wurde, kam die erste offizielle Meldung über „technische Schwierigkeiten“ am Atomkraftwerk Tschernobyl. Meine Eltern verstanden: „Wir“, die Menschen, werden wieder allein gelassen, es gab keine Informationen. Jod trinken, Fenster zu, keine Spaziergänge – nicht einmal diese Ratschläge gab es. Als der Wind aus dem Norden kam, rief ein Physiker an, ein Bekannter meiner Eltern: „Die Kinder müssen weg. Ich erkläre alles später.“ Und dann ein Hämatologe - er hatte Kranken-Akten hervorgeholt und alle seinen Patienten angerufen. Meine Eltern dachten keine Sekunde nach. Ich sollte weg. Doch die Schuldirektoren erlaubten nicht, dass Kinder weggeschickt wurden, es hieß, man könne seinen Parteiausweis verlieren, seinen Posten oder auch die Arbeit.

Am 1. Mai, als die Menschenmassen zur Maikundgebung auf den Prachtboulevard Chreschtschatyk strömten, brachten meine Eltern mich zum Bahnhof. Ich fühlte mich als Verräterin, als Feigling, aber ich wusste, was wir tun, ist besser, als zu bleiben. Als der halb leere Zug sich in Bewegung setzte, hörte ich den Marsch „Abschied der Slawin“, der jedes Mal aus den Lautsprechern ertönte, wenn ein Zug Richtung Moskau abfuhr. Dieser Marsch hatte alle Kriege begleitet. Durch das Zugfenster hindurch

schaute ich meine Eltern an. Sie kamen mir so alt vor. Ich weiß nicht mehr, woran ich gedacht hatte, denn ich weinte, aber woran sie gedacht hatten, weiß ich heute ganz genau. Sie beide sind Kriegskinder, und dieser Marsch war ihre Schicksalsmelodie.

Wir sind in einer Zeit groß geworden, in der es kein Zeitgefühl gab. Breschnew war unsterblich, und die Wolga floss ins Kaspische Meer. Das Atom spaltete sich im Stehschritt. Nichts stimmte, und alles war stabil. Ausgerechnet 1984, jenes Jahr, in das George Orwell im Jahr 1948 die perfekte totalitäre Gesellschaft projiziert hatte, sollte das letzte wirklich sowjetische Jahr werden. Im Oktober 1985 stellte Michail Gorbatschow sein Programm „zur Beschleunigung des Wirtschaftswachstums“ vor. So beschleunigte sich der Zerfall des kaputten Landes, und man glaubte, dass sogar dieses Unheil schon in der Offenbarung von Apostel Johannes prophezeit worden sei, denn das ukrainische Wort „Tschernobyl“ bedeutet „Wermut“. «Und der dritte Engel blies seine Posaune; und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf den dritten Teil der Wasserströme und auf die Wasserquellen. Und der Name des Sterns heißt Wermut. Und der dritte Teil der Wasser wurde zu Wermut, und viele Menschen starben von den Wassern, weil sie bitter geworden waren.»

Die ersten Mai-Tage waren fröhlich, und alle waren draußen. Offiziell wurde über die Gefahr immer noch kein Wort gesagt, auch weil Kiew für die Friedensfahrt am 6. Mai internationale Gäste erwartete. Danach brach sofort Panik aus Gerüchte über Tausende von Verletzten in einer „Zone“ um das Atomkraftwerk, über Kinder von Parteifunktionären, die angeblich sofort heimlich mit Gasmasken zum Flughafen gebracht worden waren. Plötzlich sprach man von Lebensgefahr in Kiew. Das Wort „Evakuierung“ fiel. „Evakuierung der Kinder“ - wie im Krieg. Innerhalb von 24 Stunden waren Zug- und Flug-Tickets für sämtliche Ziele ausverkauft. Am Kiewer Flughafen standen Mütter zu Tausenden und versuchten, ihre Kinder irgendwie und irgendwohin wegzuschicken. Eine meiner Freundinnen erinnert sich, dass jemand neben ihr sagte: „Dieser Koffer wird nicht fliegen, die Oma auch nicht, stattdessen fliegen noch drei Kinder.“ Alle wussten, es war verboten. Aber so flog auch sie, damals 10 Jahre alt, mit ihrem 4-jährigen Bruder nach Taschkent. Sie nahmen nur eine kleine Tasche mit einem Apfel und einem Fläschchen Salmiakgeist mit.

Der Hauptbahnhof war belagert von Zehntausenden. Alle Züge und Sonderzüge waren überfüllt. Mütter legten sich auf die Gleise, um die Mitnahme ihrer Kinder zu erzwingen. Dann wurde erlaubt, dass jeder Erwachsene, der eine Fahrkarte hatte, eine unbegrenzte Zahl von Kindern mitnehmen durfte. Sie wurden wahllos in die Züge hinein gequetscht. Diese Szene sehe ich in dokumentarischem Schwarzweiß: Auf der einen Seite die

Waggons voll mit schwangeren Frauen, Rentnern, jungen Frauen im Mutterschaftsurlaub und Hunderten von Kindern. Auf der anderen Seite die „erwachsene Bevölkerung“ auf dem Bahnsteig. Und dann noch „Abschied der Slawin“. Niemand hatte das Tonband abgestellt.

Die Erwachsenen blieben, sie mussten arbeiten. Erst am 14. Mai, zweieinhalb Wochen nach dem Ereignis, als sich die Menge des radioaktiven Jods schon zum zweiten Mal halbiert hatte, gab Gorbatschow im sowjetischen Fernsehen eine Stellungnahme zu Tschernobyl ab. Nun wurde auch meine Schule evakuiert. Die verbliebenen Schüler drängten zu den Bussen: links und rechts die Kleinen, in der Mitte die Größeren. Die alte Maria, die Putzfrau der Schule, heulte hemmungslos. Hunderte von Bussen verließen Kiew in Richtung Süden. Nur die Abiturienten mussten bleiben. Was war schon Radioaktivität, wenn es um einen Schulabschluss ging?

Im Sommer war die Drei-Millionen-Stadt kinderfrei. Kein Lachen, kein Kindergeschrei, keine Kinderwagen, keine schwangeren Frauen. Dafür rund um die Uhr Spritzwagen, die die Straßen rauf und runter fuhren und radioaktiven Staub wegspülen sollten. Auch wenn es regnete.

Viel später habe ich festgestellt, dass der Grundstein für die Stadt Pripjat ein paar Stunden nach meiner Geburt gelegt wurde. Vielleicht war diese Stadt mein Zwilling, der nun seit 30 Jahren tot ist. Es wäre eine Erklärung, warum sie mich nicht los lässt, falls man hier überhaupt eine Erklärung braucht.